

**Michiko mon
amour und andere
Erzählungen**

**Michiko mon
amour und andere
Erzählungen**

Peter Franken

"Dies ist ein fiktionales Werk. Obwohl einige historische Persönlichkeiten in diesem Buch auftreten, sind ihre Interaktionen mit den fiktiven Charakteren sowie ihre Dialoge und Handlungen reine Produkte der Fantasie des Autors. Alle anderen Charaktere, Ereignisse und Orte sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Ereignissen oder lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig."

ISBN 9789465469713

© Peter Franken 2026

Inhaltsverzeichnis

Michiko mon amour	7
Ein „arisches Mustermädchen“	138
Les nuits d'été	151
Dolle Mina	178
Peter, ich hab' keine Zigaretten	186
Kuba: La Jinetera	211

Michiko mon amour

Die Begegnung

Es herrschte bereits reges Treiben in der Halle des Arvena Kongress Hotels, als Kurt Löwe aus dem Aufzug trat. In Erwartung des Transports zum Festspielhaus – sei es mit dem Oldtimer-Bus oder einfach im gecharterten Reisebus – stand eine große Gruppe von Festspielgästen beisammen und tat sich gütlich an dem Sekt und den kleinen Häppchen, die das Hotel während der Festspiele an jedem Spieltag für seine Gäste bereitstellte. Kurt ließ die Fahrt mit dem Oldtimer an sich vorbeigehen; das ständige Warten draußen, bis man an der Reihe war, war nicht sein Ding. Der Bus pendelte zwar in hohem Tempo, konnte aber jedes Mal nur sieben Gäste mitnehmen. Glücklicherweise ließ auch der große Reisebus nicht lange auf sich warten. Kurt trank sein Glas leer und schloss sich der großen, größtenteils in Abendgarderobe gekleideten Schar von Wagnerianern an, die zur Straße drängte. Drinnen wurde es schnell eng – ein übervoller Bus mit meist älteren Fahrgästen, die sich während der Fahrt mühsam auf den Beinen hielten. Der Weg war nicht weit, und nachdem der Bus hinter dem Festspielhaus auf dem Grünen Hügel gehalten hatte, war es nur noch ein kurzer Fußweg bis zum Vorplatz und zum Restaurant.

Kurt bestellte ein Glas Mineralwasser und plauderte mit einigen Bekannten. Viele Bayreuth-Gänger kamen schließlich jedes Jahr: „Es gehört zum Sommer“, lautete die Devise. Er selbst war schon

seit längerer Zeit Mitglied des Wagnervereins Berlin-Brandenburg, und viele Leute, die regelmäßig die Staatsoper und die Deutsche Oper besuchten, waren auch hier anzutreffen – erst recht jetzt, da eine Neuproduktion von „Der Ring des Nibelungen“ auf dem Programm stand. Einige Berliner hatten sich bereits am Vortag bei der Eröffnungsvorstellung getroffen. Bemerkenswerterweise waren die Festspiele am Donnerstag, dem 25. Juli 2013, jedoch nicht mit „Das Rheingold“ eröffnet worden, sondern mit einer Wiederaufnahme von „Der fliegende Holländer“. Der üblichen Prominentenparade auf dem roten Teppich hatte dies keinen Abbruch getan. Es verstand sich von selbst das auch Angela Merkel mit von der Partie, die erste Kanzlerin seit Adolf Hitler, die jeden Sommer zu Gast war.

Als freiberuflicher Opern- und Theaterjournalist beim *Tagesspiegel* war Kurt Löwe nicht nur als Wagnerianer, sondern vor allem auch von Berufs wegen in Bayreuth. Und diese Festspiele waren in mehr als einer Hinsicht besonders – etwas, worauf Löwe und viele seiner Kollegen schon seit Jahren hin gefiebert hatten. Im Jahr 2013 jährte sich nämlich der 200. Geburtstag des Meisters, was der Anlass für einen neuen „Ring“ und ein Programm mit gleich drei Wiederaufnahmen war. Neben dem „Holländer“ waren dies „Tannhäuser“ und „Lohengrin“, die frühen Opern aus dem Kanon. Kurt hatte diese in den vergangenen Sommern bereits zweimal rezensiert, sodass er sie diesmal guten Gewissens auslassen konnte.

Als wäre das noch nicht genug, wurden auch Wagners ganz frühe Werke in Bayreuth aufgeführt – unter dem von Nike Wagner geprägten, ironischen

Sammelbegriff „*Drei Frühstücke*“. Die Opern „Die Feen“, „Das Liebesverbot“ und „Rienzi“ durften auf ausdrückliche Verfügung Richards nicht im Festspielhaus aufgeführt werden. Über eine Sporthalle in Bayreuth hatte der Meister jedoch nichts gesagt, und so konnte man sich dort austoben. Kurt hatte dieses Vorprogramm in der Oberfrankenhalle natürlich ebenfalls besucht und ausführlich darüber berichtet. Die Produktion der „Frühstücke“ war eine Initiative der Oper Leipzig, die sich zudem demonstrativ mit dem Slogan „Richard ist Leipziger“ präsentierte und rund um das Festspielhaus kleine, knallbunte Kunststofffiguren aufgestellt hatte, auf denen Wagner mit zwei ausgestreckten Händen jeden zu begrüßen schien.

Nachdem die Fanfaren mit dem „Rheingold“-Motiv vom Balkon erklingen waren, begab sich Kurt zu seinem Platz in Reihe 22 – der letzten Reihe, die man direkt vom Vorplatz aus betreten konnte, ohne den Umweg über die Treppen im hinteren Bereich nehmen zu müssen. Es war viel Presse im Haus, und entgegen der Gewohnheit war auch diese Reihe für die geladenen Gäste reserviert worden. Wenig später nahm eine attraktive asiatische Frau neben ihm Platz, dem Augenschein nach eine Japanerin um die 30. Nach einigen kurzen Standardfragen und -antworten war Kurt klar, dass seine Sitznachbarin neben deutscher Sprache und Literatur auch Theaterwissenschaften studiert hatte und neben ihrer Tätigkeit als Dozentin an der Universität freiberufliche Artikel über Opern verfasste. Dabei blieb es fürs Erste: Die Türsteherinnen schlossen die Türen, das Licht erlosch, und kurz darauf erklang aus dem

Orchestergraben das lang gezogene Es, mit dem der Ursprung der Welt gedeutet wird. Nach der Vorstellung tauschte Kurt erste Eindrücke über die Aufführung mit seiner japanischen Kollegin aus, und da sich herausstellte, dass auch sie im Arvena logierte, beschlossen sie, an diesem warmen Julitag gemeinsam zum Hotel zurückzulaufen. Es war noch früh am Abend, sodass noch Zeit für einen Drink an der Hotelbar blieb. Als er schließlich sein Zimmer aufsuchte, wusste Kurt neben den Ansichten seiner japanischen Kollegin zum Regietheater und zu diesem neuen „Rheingold“ auch schon so einiges über sie selbst. Das könnte ein interessanter „Ring“ werden, dachte er sich.

Michiko Kawabata war am nächsten Morgen schon früh beim Frühstück. Sie hielt Ausschau, ob sie Kurt irgendwo in dem riesigen Saal entdecken konnte, aber offenbar schlief er noch. Es war am Vorabend letztlich ziemlich spät geworden, da sie noch eine Rezension für die *Opera Lounge* geschrieben hatte – jene deutschsprachige Website, die für ihre Akkreditierung gesorgt hatte. Heute versprach es wieder ein schöner, warmer Tag zu werden, obwohl es jetzt noch angenehm kühl war: ideales Wetter für einen Spaziergang zum Festspielhaus. Um elf Uhr hielt Sven Friedrich seine übliche Einführung zur abendlichen Vorstellung, und sie war gespannt, was er über die Premiere von „Das Rheingold“ zu berichten wusste und was vom weiteren Verlauf zu erwarten war. Der Ton war gesetzt: Der „Ring“ hatte Erdöl als Leitmotiv. Die Frage war, wie dies in „Die Walküre“ weiter ausgeführt werden würde.

Das wusste Friedrich natürlich längst, er hatte schließlich der Generalprobe beigewohnt. Wie üblich hielt er sich jedoch ein wenig bedeckt und gab seine altbekannten Anekdoten zum Besten. Ein kleiner Zipfel des Schleiers wurde jedoch bereits gelüftet: Man durfte Bohrtürme und ein brennendes Ölfass erwarten.

Als sie aus dem Festspielhaus trat, traf Michiko eine alte Bekannte – eine Frau aus Bayreuth, die früher genau wie sie als Türsteherin gearbeitet hatte. Bei ihr konnte sie ins Stadtzentrum mitfahren, um ein paar Besorgungen zu machen. Zeit war im Grunde genug vorhanden, doch dabei konnte man sich leicht verschätzen. Das Zurücklaufen zum Hotel, das Frischmachen und Umziehen für die Vorstellung nahmen gut und gerne eine Stunde in Anspruch, und spätestens um drei Uhr musste man abfahrbereit in der Lobby stehen, wenn man den Bus nicht verpassen wollte. So kam es, dass sie Kurt erst kurz vor Beginn der Vorstellung wiedersah. Sie saßen wieder nebeneinander in Reihe 22; das waren ihre festen Plätze für alle vier Vorstellungen.

Michiko hatte den gestrigen Abend mit Kurt sehr genossen. Sie fand ihn attraktiv und schätzte es, dass er mit großem Fachwissen über kulturelle Themen und insbesondere über die Oper sprechen konnte. Sie selbst hatte einige Jahre in Deutschland gelebt, als sie an der Freien Universität Berlin studierte. Sie hatte ihm von ihrer Promotion erzählt, die der Figur der Kundry im „Parsifal“ gewidmet war. Ihren Doktorgrad hatte sie im Juni erlangt, und bevor sie nach Japan zurückkehrte, wollte sie auf jeden Fall noch bis Ende August in Europa bleiben. Der Job als Türsteherin stammte noch aus der Zeit

vor ihrer Berliner Promotion und war eine ideale Gelegenheit gewesen, um viele Vorstellungen miterleben zu können. Merkwürdig eigentlich, dass sie diesem Mann aus Berlin hier noch nie zuvor begegnet war oder ihn zumindest im Vorbeigehen gesehen hatte.

„Und, hatte Friedrich noch etwas Nützliches über den bisherigen ‚Ring‘ zu berichten?“, fragte Kurt. „Nein, nicht viel, aber er ist immer sehr unterhaltsam“, lächelte Michiko. „Wir können ja in der Pause kurz darüber sprechen.“

Kurt hatte schlichtweg keine Lust gehabt, so früh schon wieder aufzubrechen. Schließlich hatte er letzte Nacht auch noch eine Rezension schreiben müssen – das brachte der Job bei einer Tageszeitung eben mit sich. Kurt hatte seinen Artikel noch vor dem Schlafengehen bei der Redaktion eingereicht und einen Teil des Textes auf seinem Telefon gespeichert. In der ersten Pause ließ er Michiko den Text lesen.

„Frank Castorf is von Haus aus ein Theaterregisseur mit einer klaren DDR-Vergangenheit. Das zeigt sich sehr deutlich in seinem Konzept für ‚Das Rheingold‘, in dem die verkommene Konsumgesellschaft der USA im Mittelpunkt steht. Jemand, der in einem Umfeld aufgewachsen ist, in dem diese Gesellschaft als Aberration galt, wird im Gegenzug eine bleibende Faszination für dieses Phänomen entwickelt haben. Alle Klischees der sechziger Jahre werden von Castorf in seiner Lesart von ‚Das Rheingold‘ folglich aus der Kiste geholt. Auf einer Drehbühne sehen wir die Rheintöchter an einem Swimmingpool herumlungern. Sie sind herausfordernd

gekleidet und verhalten sich dementsprechend. Es ist nicht ganz klar, ob es sich um Profis handelt, die auf Kundschaft warten, aber sie sind unübersehbar für bedürftige Herren verfügbar. Alberich sitzt schon unter einem Badetuch bereit und kommt dann doch etwas unerwartet zum Vorschein. Das Spiel beginnt, Alberich schwört der Liebe ab, während er sich voll Pommes Sauce schmiert, und macht sich mit einer goldfarbenen Plastikplane aus dem Staub, die bis zu diesem Moment für den Zuschauer unsichtbar auf dem Boden des Pools gelegen hatte. Die Bühne dreht sich ein Stück, und wir sehen ein billig wirkendes Motel nebst Tankstelle. In einem Zimmer vergnügt sich Wotan mit seiner Schwägerin Freia, während Fricka sich besorgt über die unmittelbare Zukunft zeigt. Wotan wird als kleiner Krimineller dargestellt, ein Kapo ohne das Allüren-Format eines Don Corleone, sondern einfach ein Prolet im lila Anzug. Es ist schwer, sich als Zuschauer einigermaßen mit ihm und seinen Problemen zu identifizieren. Die auftretenden Riesen sind zwei schwere Jungs im blauen Blaumann. Fasolt schwingt ein wenig das Brecheisen, Fafner beginnt sofort, die Umgebung mit einem Baseballschläger zu zertrümmern. Dann erscheint Loge, und es kommt etwas Schwung in die Handlung. Dem Libretto entsprechend wird Freia von den Riesen als Geisel mitgenommen, und Wotan und Loge steigen nach Nibelheim hinab. Hierzu wird die Drehbühne wieder ein Stück gedreht, und ein einfacher Wohnwagen kommt ins Bild. Von den Nibelungen fehlt jede Spur, Mime schleppt ganz allein ein paar Goldbarren herum. Der Riesenwurm wird als Schlange auf einer Videoleinwand gezeigt. Als

Wotan und Loge wieder zurück im Motel sind, liefert Mime auf Befehl Alberichs den Goldschatz persönlich ab. Nach den regulären Verwicklungen beziehen Wotan und Fricka das Motelzimmer, in dem sie sich zu Beginn auch schon aufhielten. Das Motel ist zu Walhall geworden.

Wer sich die Mühe macht, etwas über Castorfs übliche Arbeitsweise zu lesen, stößt auf folgende Stichworte: Dekonstruktion, Videobilder, Entfremdung, Improvisation, Slapstick. Diesem Ruf wird er in ‚Das Rheingold‘ vollauf gerecht: Castorf ‚zieht eine Castorf-Nummer ab‘. Bis zum Überdruß sind Videobilder zu sehen, die Situationen zeigen, die für den Fortgang nicht relevant sind. So bekommen wir in regelmäßigen Abständen die Rheintöchter ins Bild, wie sie in einem der Motelzimmer trinken, essen und koksen. Und das Verhalten von Donner und Froh, die direkt einem Clip der Village People entsprungen zu sein scheinen, ist purer Slapstick. Castorf hat das Werk in seine Einzelteile zerlegt und anschließend wieder zusammengebaut. Das, was ihm nicht in den Kram passte, hat er weggelassen oder mit einem Videobild abgetan, insbesondere den Auftritt der Nibelungen und die Transformationen Alberichs. Mit vorausschauendem Blick hatte die Festspielleitung in seinen Vertrag aufnehmen lassen, dass er keine Note und kein Wort streichen durfte. Für diesen Dekonstruktionspapst, wie er genannt wird, muss das ein ganz schönes Zugeständnis gewesen sein. Improvisation ist das Stichwort, was die Personenregie betrifft. Diese hat das Niveau eines Affenkäfigs, jeder macht, was er will. Wo eine Lenkung stattfindet, ist ausdrücklich der Slapstick-

Effekt beabsichtigt. Die Szene, in der Loge bemüht ist, dem Verlauf der Ereignisse eine für Wotan weniger ungünstige Wendung zu geben, spielt sich größtenteils in dem besagten Motelzimmer ab. Dieses ist übervoll, weil jeder dabei sein will. Der Verweis auf die Marx Brothers ist unübersehbar.

Der serbische Bühnenbildner Aleksandar Denić drückt der Produktion einen schweren Stempel auf. Das Bühnenbild von ‚Das Rheingold‘ sieht großartig aus, könnte aber ohne Weiteres für jede beliebige andere Oper verwendet werden. In dieser Hinsicht passt es hervorragend zu der von Castorf angestrebten Entfremdung. Viele der gezeigten Videobilder werden von Kameraleuten, die zwischen den Spielern herumlaufen, live gefilmt. In anderen Momenten werden jedoch Bilder gezeigt, die in keinem Bezug zur Handlung stehen – wiederum Entfremdung. Die Kostümierung der Frauen ist gut gepflegt, die der Männer kennt Abstufungen von Geschmacklosigkeit. Das ist also keine Frage des Unvermögens, sondern eine bewusste Entscheidung.“

„Hast du gar nichts über die Sänger und das Orchester zu sagen?“, fragte Michiko, als sie mit dem Lesen fertig war.

„Sicher, ich ging nur einfach davon aus, dass dich vor allem meine Sicht auf die Regie interessieren würde.“

Während Michiko las, hatte Kurt Kaffee und Cheesecake für sie beide geholt – eine nette Stärkung so gegen fünf Uhr nachmittags. Die Pause war erst halb vorbei, und sie konnten noch einige erste Eindrücke von „Die Walküre“ austauschen. Aber eigentlich begann Michiko neugieriger auf den Mann zu werden,

der ihr so mir nichts, dir nichts sein Telefon überlassen hatte, als auf seine Ansichten über Castorf. Zurück im Hotel, wenn sie beim Riesling saßen, wollte sie versuchen, etwas mehr über ihn in Erfahrung zu bringen. Dass er 41 Jahre alt war, aus Berlin stammte und für den *Tagesspiegel* schrieb, hatte er gestern Abend schon erzählt. Und sie hatte ihn ausführlich an ihrer Doktorarbeit teilhaben lassen. Dass sie acht Jahre jünger war als er und ungebunden, wusste er noch nicht.

„Die Walküre“ stand wieder ganz im Zeichen von Dekonstruktion und Entfremdung, das war absehbar. Während man in „Das Rheingold“ ein Sechziger-Jahre-Setting im Süden der USA gewählt hatte – mit einer kleinen Tankstelle als einzigem Verweis auf die Ölindustrie –, spielte „Die Walküre“ in der Umgebung von Baku in den Anfangsjahren der Sowjetunion. Hundings Haus besaß einen seltsamen, turmartigen Anbau, der sich später als verkleideter Bohrturm entpuppte, und zudem war auch wieder ein Fass mit brennendem Öl zu sehen. Offenbar war Erdöl als Leitmotiv in dieser Produktion dann doch nicht so wichtig. Ein Minuspunkt der Aufführung war, genau wie bei „Das Rheingold“, die bewusste Entscheidung, auf eine ausgearbeitete Personenregie zu verzichten. Sven Friedrich hatte in diesem Zusammenhang bei seiner Einführung von „postdramatischem Regietheater“ gesprochen, was ein Euphemismus dafür ist, die Personenregie oder zumindest die dramatische Wirkung, die diese auf die Interaktion zwischen Personen haben kann, außen vor zu lassen. So hielt Sieglinde sich völlig im Hintergrund, als Siegmund seine Lebensgeschichte

erzählte. Faktisch spricht er nur zu Hunding, obwohl doch gerade Sieglinde so gerne wissen möchte, wer er ist. Das Streitgespräch zwischen Wotan und Fricka krankte ebenfalls an der Regie. Die meiste Zeit steht Wotan einfach frontal zum Saal und singt, während Fricka im Hintergrund ein wenig mit einer Peitsche hantiert. Und erneut während Wotans Erzählung an Brünnhilde. Seine Lieblingstochter kramt ein wenig im Hintergrund herum und erweckt kaum den Eindruck, zuzuhören. Seinen Ausbruch am Ende bemerkt sie kaum. „So sah ich Siegvater nie“ ist dann auch ein Seufzer, der ein wenig aus der Luft gegriffen wirkt. Auch der Abschied von Wotan und Brünnhilde zeigt dieses Bild: Wotan singt zum Publikum, Brünnhilde macht im Hintergrund ein Bett, um sich für zwanzig Jahre schlafen zu legen.

Gleichfalls gab es auch in dieser Produktion viele Videobilder. Die Szenen, die schwer zu inszenieren sind, wurden dem Blick des Publikums entzogen und waren nur teilweise auf Video zu sehen. Siegmunds Tod blieb dem Zuschauer weitgehend verborgen, Wotans rührender Abschied von Brünnhilde kam kaum ins Bild. Die Walküren waren extravagant herausgeputzt und ließen es sich während Wotans Tirade bei einem Happen und einem Getränk gutgehen: Entfremdung und Slapstick.

Nach der Vorstellung spazierten sie ruhig zum Hotel zurück, plauderten ein wenig über Castorf und vor allem über die Sänger, die sie an jenem Abend gehört hatten. Und als sie erst einmal beim Riesling saßen, begann Michiko, etwas mehr von sich zu erzählen.

„Wusstest du, dass ich fast drei Jahre im Prenzlauer Berg gewohnt habe?“, fragte sie einladend. Natürlich wusste Kurt das nicht, aber als Eröffnung war es ein sicherer erster Zug in dem kleinen Schachspiel, das sie sich vorgenommen hatte.

Kurt griff ihren Hinweis direkt auf und begann zu erzählen. „Oh, das ist heutzutage das schönste Viertel in Ost-Berlin. Ich habe dort selbst auch jahrelang gewohnt. Von 1990 bis 1995 habe ich an der Freien Universität studiert, genau wie du. Danach bin ich in Berlin hängengeblieben. 1999 habe ich jemanden während einer Vorstellung in der Deutschen Oper kennengelernt. Wir haben fast acht Jahre lang sehr angenehm zusammengewohnt. Trotzdem haben wir uns vor etwa fünf Jahren getrennt. Sie ist damals in unserer Wohnung geblieben, und ich bin in die Grolmanstraße gezogen, in die Nähe vom Savignyplatz. Es ist kein großes Apartment, aber sehr komfortabel – ideal für einen Mann allein. Die Deutsche Oper hat es früher genutzt, um Gastsolisten unterzubringen, und ich hatte das Glück, dass ihr Mietvertrag genau zu der Zeit auslief. Es war schon eine ziemliche Umstellung, nach so langer Zeit wieder auf mich allein gestellt zu sein, ohne jeden weiteren Kontakt zu meiner Ex. Wir haben keine Kinder, sodass wir einen klaren Schnitt machen konnten. Sie ist inzwischen verheiratet und hat Zwillinge. Vor unserer Trennung war ich nicht so oft in Bayreuth; wir sind im Sommer lieber nach Salzburg oder München gefahren. Seit 2009 war ich dann aber jedes Jahr hier. Wie bist du eigentlich in Bayreuth und bei der Germanistik gelandet?“

Michiko überlegte einen Moment. „Dafür muss man meine Familiengeschichte kennen.“

„Mein Großvater war als Militärattaché an der japanischen Botschaft in Berlin tätig. Er hatte kurz zuvor meine Großmutter geheiratet. Sie war noch sehr jung und sprach nur Japanisch. Für sie war das Leben in Berlin nicht einfach; es gab ständig Streit mit den Dienstmädchen, weil sie einander nicht verstehen konnten oder wollten. Mein Großvater hatte vor seiner Entsendung ein Zusatzstudium der Germanistik absolvieren müssen. Er war gewissermaßen der Mann der japanischen Armee in Deutschland. Meine Großmutter Miya erzählte regelmäßig von dieser Zeit, vor allem weil das eigentlich die einzigen Jahre gewesen waren, die sie mit ihrem Mann zusammengelebt hatte. Er kam bereits 1945 bei einem Flugzeugabsturz ums Leben.

Im Jahr 1939 hatten sie den ‚Ring‘ besucht, weil mein Großvater das unbedingt miterleben wollte – nach all dem, was er über die deutsche Kultur in sich hatte aufsaugen müssen. Auf diese Weise wurde der Bayreuth-Samen schon früh bei mir gesät. Und die Germanistik ergab sich danach wie von selbst. Nachdem sie 1941 nach Japan zurückgekehrt waren, wurde mein Großvater in Hanoi stationiert. Und ab 1942 kam er in den aktiven Militärdienst und übernahm die Leitung des Armeedepots in Hiroshima. Als er umkam, war meine Großmutter im fünften Monat schwanger. Sie zog deshalb zu ihrer Mutter, die in Kokura wohnte, einem wichtigen Militärzentrum.

Plötzlich trafen Berichte ein, dass Hiroshima zerstört worden sei – und zwar durch eine einzige Bombe. Niemand verstand das. Und am nächsten Tag ging dann der Luftalarm, genau als sie im Krankenhaus in den Wehen lag. Aber es geschah nichts,

jedenfalls fielen keine Bomben. Das war der Tag, an dem meine Mutter Minako geboren wurde.

Es war ziemlich bewölkt über Kokura gewesen, weshalb das amerikanische Flugzeug gezwungen war, weiter nach Nagasaki zu fliegen, wo es schließlich die Atombombe abwarf.“

Kurt hatte Michikos Erzählung mit steigendem Staunen angehört. Der Zufall, dass ihre Großeltern ausgerechnet in Berlin gelebt hatten, war an sich schon besonders genug. Aber diese Geschichte über Kokura schlug dem Fass den Boden aus.

„Wenn deine Großmutter also in Hiroshima geblieben wäre, würdest du hier jetzt vermutlich nicht mit mir reden können. Und dass sie ausgerechnet nach Kokura gegangen ist, macht es umso bemerkenswerter, dass du hier sitzt“, brachte Kurt fast atemlos hervor.

Michiko nickte. „In Japan nennen wir es seit dieser Zeit ‚Kokura-Glück‘, wenn jemand in völliger Unwissenheit einem großen Unheil entgangen ist. Ohne diese tiefhängende Bewölkung wäre auch jene Stadt zerstört worden.“

„Wo liegt Kokura eigentlich?“, fragte Kurt. „Ich habe noch nie zuvor davon gehört.“

„Die Stadt ist in den sechziger Jahren in einem größeren Verbund aufgegangen und heißt heute Kitakyūshū. Das bedeutet Nord-Kyūshū. Wahrscheinlich wurde sie so genannt, weil sie am Nordrand der Insel Kyūshū liegt. Nagasaki liegt etwas weiter südlich an der Westseite, das sagt dir vermutlich eher etwas. Wie dem auch sei, meine Mutter wurde jedenfalls gesund geboren, und hier bin ich“, schloss Michiko schlicht.

„Einige Jahre nach dem Krieg ist meine Großmutter mit meiner Mutter Minako nach Hiroshima zurückgekehrt. Dort hat sie meinen Vater kennengelernt. Er arbeitete im Restaurant seines Onkels, und als sie dort einmal zum Essen kam, hat er sofort versucht, ihr den Hof zu machen. Attraktion auf den ersten Blick, und später wurde echte Liebe daraus. Mein Vater hat das Restaurant später von seinem Onkel geerbt, es ist ein echter Familienbetrieb. *Okonomiyaki* ist eine lokale Spezialität, und deshalb ist dort auch immer sehr viel los. Meine Mutter hat all die Jahre ebenfalls dort gearbeitet, und meine Schwester Moriko und ich sind oft eingesprungen, wenn viel zu tun war.“

„And wie sieht es mit deiner Familie aus?“, fragte Michiko, als sie mit ihrer Geschichte fertig war. Ihr fiel auf, dass er nicht fragte, was *Okonomiyaki* eigentlich sei. Oder vielleicht wusste er es einfach aus eigener Erfahrung.

Kurt zögerte einen Moment, als sei er aus der Fassung gebracht worden.

„Mein Vater Robert ist Organischer Chemiker und hat nach der Wende in einem Ministerium in Berlin gearbeitet. Meine Mutter Gudrun ist Rechtsanwältin und hat in der Vergangenheit ein wichtiges Mitglied der Rote Armee Fraktion verteidigt. Bis vor Kurzem war sie Bundesanwältin beim Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe. Sie sind jetzt beide im Ruhestand. Ich bin Einzelkind, und die beiden sind geschieden.“

Michiko sagte nichts, aber Kurt konnte sehen, dass sie ein wenig enttäuscht war – so kurz nach der packenden Geschichte über ihre Großeltern und Eltern.

„Es ist schon spät, und wir müssen beide noch arbeiten. Morgen reden wir weiter“, schlug er vor. „Weißt du was, morgen ist spielfreier Tag, und ich wollte schon immer mal nach Regensburg, um die Walhalla zu besuchen – jenes Bauwerk, in dem die Helden der deutschen Geschichte ihren Platz gefunden haben. Es ist eine Art Pantheon. Wollen wir dort nicht zusammen in meinem Auto hinfahren?“

Michiko reagierte begeistert. Sie hatte kurz das Gefühl gehabt, Kurt zu sehr bedrängt zu haben, und war erleichtert, dass sie morgen den ganzen Tag zusammen verbringen würden. Wenn sie unterwegs im Auto sprächen, würde er schon auftauen.

„Schön, da möchte ich auch gerne hin“, sagte sie, obwohl sie keine Ahnung hatte, was diese Walhalla eigentlich bedeutete – abgesehen von Wotans Nobelherberge. Das würde sie gleich mal googeln.

Wenig später saß Kurt auf seinem Zimmer und kaute im Geist durch, was Michiko ihm alles erzählt hatte. Immer wieder lief alles in diesem einen Wort zusammen: Hiroshima. Was in aller Welt sollte er ihr bloß über seinen Großvater erzählen, wenn sie Morgen danach fragte? Damit war natürlich fest zu rechnen; sie war ausgesprochen offen gewesen, jetzt war er an der Reihe. Dieser alte Löwe hatte ihm schon früher einiges an Unbehagen bereitet, aber noch nie so schwanger mit Bedeutung wie jetzt. Zwei Tage lang hatten sie einen wunderbaren Kontakt gehabt und sich unbemerkt sehr schnell angefreundet. Die Frage war, ob das morgen Abend immer noch so sein würde.

Am nächsten Morgen trafen sie sich beim Frühstück. Kurt sah Michiko allein an einem Tisch sitzen, als er hereinkam. Sie hatten vereinbart, gegen zehn Uhr aufzubrechen, und dieser Sonntag versprach wie die Tage zuvor ein tropisches Erlebnis zu werden. Michiko trug ein einfaches weißes Kleid, perfekt für einen so sonnigen Tag, und für draußen hatte sie einen faltbaren Sonnenhut dabei.

„Japanische Frauen haben immer Angst davor, braun zu werden“, dachte Kurt bei sich. Das war ihm schon während einer Reise durch Japan aufgefallen. Ganz so extrem wie in Burma war es dort allerdings noch nicht. In jenem Land liefen die Frauen den ganzen Tag mit weißem Thanaka-Pulver im Gesicht herum, als wären sie für eine Kabuki-Vorstellung geschminkt.

Es war eine schöne Fahrt durch die fränkische Landschaft, und gegen Mittag kamen sie an der Walhalla an. Unterwegs hatte Kurt vor allem über Aufführungen gesprochen, die er früher in Bayreuth gesehen hatte, und Michiko hatte eine ausführliche Abhandlung über den „Parsifal“ in der Regie von Schlingensief gehalten, über den seinerzeit so viel Wirbel gemacht worden war. Das Publikum war ausgeblieben, Karten konnten am Tag der Vorstellung noch an der Kasse gekauft werden. Sie hatte dem Thema in ihrer Dissertation über Kundry viel Raum gewidmet. Über diese unergründliche Figur kam sie naturgemäß so schnell nicht ins Stocken. Was Kurt davon im Gedächtnis blieb, war in etwa Folgendes:

„Wagner führt Kundry im ersten Aufzug des ‚Parsifal‘ als jemanden mit den Verhaltensmerkmalen